GENDER OPEN REPOSITORIUM

Samt und sonders : Als (Alibi)Feministin im Ost-West-Zeitungsprojekt: Über das Problem institutionalisierter Sonderlichkeiten

Baureithel, Ulrike

1991

https://doi.org/10.25595/827

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Baureithel, Ulrike: *Samt und sonders : Als (Alibi)Feministin im Ost-West-Zeitungsprojekt: Über das Problem institutionalisierter Sonderlichkeiten*, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 14 (1991) Nr: 30/31, 51-55. DOI: https://doi.org/10.25595/827.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

beiträge
zur feministischen theorie und praxis



30/31

Hrsg. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.

beiträge
zur feministischen theorie und praxis



30/31

1. Auflage 1991
Eigenverlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V.
Köln (Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1)
Satz: Satzstudio Ingrid Horlemann, Köln
Druck: Farbo Druck & Grafik Team, Köln
Titel: Heidi Rautenberg, Köln

Impressum

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Hrgs.: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e.V.

14. Jahrgang (1991) Heft 30/31

Redaktion: Ute Annecke, Heidrun Ehrhardt, Asgedet Ghirmazion, Carola Möller, Gisela Notz, Brunhilde Sauer-Burghard, Christa Wichterich, Anja Wollny

Mitarbeiterinnen dieses Heftes: Lilian Abracinskas, Ulrike Baureithel, Ruth Becker, Mechthild Bereswill, Ulrike Bergermann, Ute Bertrand, Melanie Beyer, Barbara Böttger, Tamara Braam, Margrit Bürer, Bettina Busse, Regina Dackweiler, Heidrun Ehrhardt, Lucy Garrido, Brigitte Geiger, Adgedet Ghirmazion, Margit Hauser, Lieselotte Hirl, Barbara Holland-Cunz, Ingrid Hüchtker, Susanne Kappeler, Madhu Kishwar, Lissi Klaus, Claudia Koppert, Claudia Lueg, Monika Maaßen, Lea Morrien, Sheila Mysonekar, May Opitz, Gladwell Otieno, Redaktion der „beiträge", Wera Reusch, Ulrike Röttger, Ursula Rosmanith, Hilke Schlaeger, Marion Strunk, Petra Werner, Christa Wichterich, Anja Wollny, Gisela Wuttke, Rosa Zechner

Die „beiträge" erscheinen ca. dreimal im Jahr. Preis des Einzelheftes ab Heft 27 DM 19,–, Doppelheft DM 34,–, Abonnement (jeweils 3 Nummern) DM 48,–, Förderabonnement ab DM 60,–, Mitfrauenabonnement DM 45,– (für die Hefte 8–25/26 gelten die alten Preise, rückwirkende Abonnements bis einschließlich Heft 25/26 drei Nummern für 38,– DM). Einzelhefte sind durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag zu beziehen. Abonnements ausschließlich beim Verlag. Abbestellungen spätestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres möglich. Der Verlag erzielt keinen Gewinn. Mitarbeit erfolgt grundsätzlich ohne Honorar. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit besonderer Erlaubnis des Verlages und unter Quellenangabe gestattet. Sämtliche Verwertungsrechte an den Übersetzungen liegen beim Verlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Verlags- und Redaktionsadresse: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel.: 0221/52 64 22; Konto: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V., Konto-Nr.: 7 192 032 Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98) und Konto-Nr. 56530–500 Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50)

Vertrieb von Einzelheften und Abonnements: Verlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V.
Vertrieb für den Buchhandel: Frauenliteraturvertrieb GBR, Erich-Ollenhauer-Str. 231, 6200 Wiesbaden, Tel.: 0611/41 07 80

INHALT

Editorial 7

Feministische Öffentlichkeit — patriarchale Medienwelt

Heidrun Ehrhardt
Wirklichkeit? 11

Ute Bertrand, Ingrid Hüchtker
Die Spiegelübung oder Die Bio-Informationsgesellschaft
Eine Skizze 25

Lissi Klaus
„Beim Aufbruch standen die Frauen ganz vorn"
Die Entwicklung der Frauenmedien nach 1945 31

Christa Wichterich
Berichte von den Fronten 45

Heidrun Ehrhardt
Prozeßwärme 50

Ulrike Baureithel
Samt und sonders
Als (Alibi)Feministin im Ost-West-Zeitungsprojekt:
Über das Problem institutionalisierter Sonderlichkeiten 51

Ulrike Röttger, Petra Werner
Anspruch prallt auf Wirklichkeit
Regionale Frauenzeitungen auf der Suche nach
Redaktions-Konzepten 57

Interview mit Lilian Abracinskas und Lucy Garrido (Anja Wollny)
„Alle beginnen damit, daß kleine Jungen himmelblau angezogen sind"
Ein feministisches Medienprojekt in Uruguay 67

Monika Maaßen, Claudia Lueg
Zwischen Paradies und Fegefeuer — Schlangenbrut,
ein feministisch-theologisches Zeitungsprojekt 73

Ulrike Bergermann
Annas Frisur oder das Berliner Meer
Das Projekt „Videonachrichten" 79

Heidrun Ehrhardt
brontë 84

Brigitte Geiger, Margit Hauser, Lieselotte Hirl, Ursula Rosmanith, Rosa Zechner
Frauen-/lesbenbewegte Praxis
in feministischen Printmedien 85

Interview mit Tamara Braam (Asgedet Ghirmazion)
„Wir fragen uns, mit wem die weißen Feministinnen zusammenarbeiten" 95

Hilke Schlaeger
Von der Peripherie ins Zentrum oder:
Was Erfolg ist, definieren wir selbst 99

Regina Dackweiler, Barbara Holland-Cunz
Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit 105

Autorinnenkollektiv: Melanie Beyer, Margrit Bürer, Bettina Busse, Susanne Kappeler
Die Macht der Veranstaltung 127
Teil I Feministische Öffentlichkeit oder öffentlicher Feminismus? 127
Teil II Lust und Lustgewinn von Frauen in der Musik 136
Teil III Gewalt gegen Frauen: Lustspiel oder feministischer Thema? 141
Teil IV Feminismus als Veranstaltung 146

Anja Wollny
Verbot der Arab Women Solidarity Association 149

Madhu Kishwar
Wie man lernt, Menschen ernst zu nehmen 151

Lea Morrien
Sinnverbindungen
Ein fiktiver Ausblick: Anmerkungen zu und Auszüge aus einer (Text-)Ausstellung im Rahmen der „Internationalen Feministischen Medienmesse" in der Kuppelkirche der Hl. Katharina zu Köln 161

Interview mit der Redaktion der „beiträge" (Barbara Böttger)
Gegen ein Konzept der politischen Selbstgenügsamkeit 169

Sheila Mysorekar
Die medienwirksamen Katastrophen und der undramatische Alltag 191

May Opitz
Bewältigung 200

Gisela Wuttke
Wo die Welt aus allen Nähten platzt – eine polemische Kommentierung der Medienberichterstattung zur Bevölkerungspolitik 201

Diskussion, Dokumenatation

May Opitz
Die Fremdheit nimmt ab, die Feindlichkeit nimmt zu 211

Claudia Koppert
Schuld und Schuldgefühle
im westlichen Nachkriegsdeutschland:
Zur Wirksamkeit des Vergangenen im Gegenwärtigen 217

Gladwell Otieno
„Wir haben kein Verständnis" 231

Mechthild Bereswill, Monika Maaßen
Der Spiegel der Bescheidenheit
Erste Überlegungen zur Situation von Frauen
in Honorararbeitsverhältnissen 232

Rezension

Ruth Becker
Frauen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit
= zwischen Anpassung und Rebellion? 235

Vorankündigung Heft 32 243

Autorinnen 245

Ulrike Baureithel

Samt und sonders

Als (Alibi)Feministin im Ost-West-Zeitungsprojekt: Über das Problem institutionalisierter Sonderlichkeiten

Als Kind hatte ich eine Freundin, eine sehr gute Freundin, auf die jedwede Art gedruckter Lettern eine seltsame Faszination ausübte. Unseren Lesehunger, nachdem einmal in altmodisch erlerntem System Buchstabe für Buchstabe entziffert und sinnhaft aneinandergereiht werden konnte, teilten wir noch. Ich erinnere mich an lange Märsche durch winterdunkle Wälder und an unsere klopfenden Herzen, die unempfindlich waren gegen Gespenster aller Art; sie fieberten der kleinen Bibliothek entgegen, diesem Augenblick, indem sich entschied, ob die Geister zwischen den Buchdeckeln noch im Regal auf uns warteten. Gemeinsam arbeiteten wir uns stufenweise und vorwitzig durch die Genres und blickten hochmütig zurück auf die verstaubten Abenteuer unserer Kindheit. Mit unseren Lesevorlieben veränderten sich auch die Schreibprojekte der Freundin. Deren fieberhaft-ehrgeizig begonnenen und achtlos beiseite gelegten Romane blieben ungezählt, und wenn sie guter Laune war, berichtete sie mir bereits von der übernächsten Geschichte, während ich die letzte schon wieder vergaß. Sie war wie besessen von dem Wunsch, sich gedruckt zu sehen.

Ich habe erst viel später verstanden, daß nicht zügellose Fantasie sie hinter die erste ersparte Schreibmaschine trieb (als ob dies Gerät sie ihrem Ziel ein Stück näher brächte), sondern die Sehnsucht, „da zu sein". Wenn das von ihr Geschriebene gedruckt werde, flehte sie mich manchmal an, dann müsse man doch sehen, daß es sie gäbe. Schon damals war ich merkwürdig berührt von der Unberührtheit, mit der sie ihre Person existentiell verknüpfte mit dem selbstentäußernden Akt des Schreibens, dieser stellvertretenden Selbstversicherung. Ihre Sehnsucht, die Schrift in die Welt zu stellen, wurde nie emphatisch vorgetragen, überheblich oder kokettierend, wie in diesem Alter oft üblich, sondern verzweifelt. Als ob sie an ihrer Berechtigung zweifelte, als sei alleine schon der Wunsch hybrid. Als ich sie viele Jahre später wiedertraf, hatte sie sich eingeschrieben in die Welt, aber diese Immatrikulation blieb kursorisch und behob nie ihren Zweifel. Die Frau war öffentlich geworden, aber ohne Öffentlichkeit. Die geltenden Regeln im öffentlichen Verkehr sahen sie nicht vor. Was sie schrieb, wurde gedruckt, aber der Druck, „nicht da zu sein", wich auch jetzt nicht von ihr. Es blieb immer eine Differenz zwischen ihr und der Welt. Ihr weibliches Publikum, schien mir, befriedigte nicht ihre Sehnsucht. An uns beiden, die wir uns auf unterschiedliche Weise mit der Herstellung einer genuin „weiblichen" Öffentlichkeit abmühen, zehrt diese Uneigentlichkeit des Ortes, auf den wir uns beziehen (müssen).

Die feministischen Theorien „zweier Welten" haben bisher noch keine Praxis zweier Öffentlichkeiten hervorgebracht. Sowohl schreibende Frauen als auch diejenigen, die beruflich damit befaßt sind, deren Texte in die *eine* Ordnung einzuschleusen, beziehen sich auf *eine* Öffentlichkeit, innerhalb der die feministische nur ein kleines Segment stellt. Die Vorstellung von einer „feministischen Öffentlichkeit" im Sinne einer gleichberechtigten „anderen" ist eine Fiktion. In den zwei Jahren meiner Tätigkeit als Frauenredakteurin der in Berlin erscheinenden Ost-West-Wochenzeitung FREITAG arbeite ich als Agentin im klassischen Sinn: als Agentin einer Differenz, die im Selbstverständnis dort als „allgemeine" gar nicht existiert, aber als „besondere", qua Frauenseite, institutionalisiert ist. Verlasse ich den Ort des Besonderen, bin ich gezwungen, mich mit dem Interesse des „Allgemeinen" zu tarnen. Das „Partialinteresse" der Frauen hat im Allgemeinen Berechtigung nur, wenn es sich mit dem der „Menschheit" bewehrt. Was allgemein und besonders ist, definierte nicht ich.

Nun ist das Dilemma institutionalisierter Frauenecken häufig genug beschrieben worden, als daß dieses Lamento hier wiederholt werden müßte. Unsere Versuche, den „anderen Blick" so auszuweiten, daß Politik, Wirtschaft, Kultur aus *dieser* Perspektive zu betrachten und zu verallgemeinern seien, müssen als gescheitert betrachtet werden. Das bekannteste Beispiel ist sicher die Berliner *taz*, die im Frühjahr 1990 ihre Frauenseite abschaffte, weil die Frauenredakteurinnen das verständliche Interesse hatten, ihrem redaktionellen Ghetto-Dasein zu entfliehen. „Wir wollen, daß die Frauenthemen auf allen Seiten der taz auftauchen", schrieb damals Gunhild Schöller bei ihrem Abschied, und Helga Lukoschat forderte „den Blick auf alle Themen". Seither tauchen zwar „Frauen" in den einzelnen Ressorts hie und da und oft genug als Lückenfüller auf, aber immer nur dann, wenn sie „Nachrichtenwert" haben, und der „Nachrichtenwert" bestimmt sich im journalistischen Geschäft nicht nach feministisch-kritischen Gesichtspunkten. Die Eigenheit der taz-Frauenseite, Spiegel und Selbstverständigungsorgan der sich mehr oder minder der Frauenbewegung zugehörig fühlenden Frauen zu sein, ist der Zeitung als Potential völlig verlorengegangen, und es hat sich gezeigt, „wie wichtig der taz und allen ihren MitarbeiterInnen die Frauenberichterstattung zukünftig ist" (H. Lukoschat, taz v. 21.4.90). Nun ließe ein kritischer Blick auf den Zustand der sich in Bewegungen aufgelösten Frauenbewegung vermuten, daß die taz-Frauen mit dem Verzicht auf die Frauenseite nur auf die sich verändernden Gegebenheiten reagierten; ein Blick in „ihre" Zeitung lehrt allerdings, daß sie mehr denn je im Abseits stehen. Unter'm Diktat der Männer-„Debatten" wurde der *Feminismus* jedenfalls gründlich ausgetrieben.

Weder Frauenseiten noch Frauenblätter und -magazine lösen bisher den Anspruch ein, „die Welt" aus feministischer Perspektive abzubilden und zu interpretieren. Zwar waren es gerade Feministinnen, die die Totale der Geschichtsphilosophie gesprengt haben und davor warnten, den Feminismus als geschlossenes System zu installieren. Der allgegenwärtige Ideologieverdacht (ver)führt aber in der journalistischen Konkurrenz mit dem männlich-„allgemeinen Blick" im Wettstreit um einen „Standpunkt" zum Allgemeinen oft genug dazu, die geschmähte „Totale" zu verwechseln mit den Anforderungen des Globalen. Der Perspektivenwechsel, also die Frage, wie sieht das Problem aus der Sicht der Frauen aus, ist häufig schwer zu operationalisieren, und die Antworten der Frauen neigen zu weltumfassenden Generalisierungen oder Plattheiten. Da die „Haupt- und Staatsaktionen" der Politik auf die „Frauenwelt" zwar nachhaltige, aber oft nur mittelbar sichtbare Folgen haben, bleibt es entweder bei deren akribisch-kleinlicher Auflistung oder bei der generellen Verdammung der Männerpolitik.

Natürlich läßt sich beschreiben, was es für irakische Frauen heißt, wenn dort die Infrastruktur weitgehend zusammengebrochen ist, welche Kräfte es fordert, das Überleben ohne Nahrungsmittel, Strom, Medikamente und sauberes Wasser organisieren zu müssen, wie sich die Angst um die geschwächten und kranken Kinder auf ihr Befinden auswirkt. Daraus läßt sich auch die Forderung nach Aufhebung des Handels-Embargos für humanitäre Hilfsmittel ableiten. Es läßt sich beschreiben, und es wäre gut, wenn es noch viel öfters beschrieben würde. Aber die Ebene der „großen Politik" bleibt unberührt. Auf einer Demonstration, die von ausländischen Frauengruppen in Berlin gegen den zunehmenden Rassismus in der Stadt organisiert wurde, geißelten die Veranstalterinnen die Ausgrenzung des „anderen" als ein strukturelles Kennzeichen des kapitalistischen Patriarchats (nur dieses?). Das stimmt und es stimmt so auch nicht, weil es, so allgemein formuliert, alle Differenzen verwischt und den Blick verstellt für die unterschiedlichen Interessen, die sich im jeweiligen „Lager" auf beiden Seiten der Barrikade manifestieren. Nicht ausgesprochen und ausgehandelt führen sie beispielsweise zu jener langanhaltenden Sprachlosigkeit, wie sie bei den Westfeministinnen während des Golfkriegs zu beobachten war. Ich selbst beschäftige mich seit einiger Zeit mit den Folgen des Zusammenbruchs der militärischen Blöcke und den möglichen Absichten und Folgen eines europäischen Militärbündnisses. Sich überhaupt mit Militärfragen zu beschäftigen ist per se schon ein „unweibliches" Geschäft, aber dazu einen feministischen Standpunkt entwickeln zu wollen scheint

geradezu absurd. Nicht zuletzt die „friedfertige Frau", die Ikone des feministischen Pazifismus, steht mir dabei im Wege.

Selbstverständlich weiß ich, daß diese Sprachlosigkeit weniger am Unvermögen der Fragestellerinnen liegt als an der Dissoziation und asymmetrischen Anordnung der Männer- und Frauenwelten überhaupt und an der Monopolisierung der Definitionsmacht. Mir hat sich gerade letzteres Problem in der (häufig schwierigen) Zusammenarbeit mit meinen Kolleginnen aus dem Ostteil der Stadt ganz neu gestellt.[1)] Denn natürlich haben sich auch beim FREITAG, trotz des anderweitigen Selbstverständnisses, die Felder des Politischen nach den Machtverhältnissen in der neuen Republik ausgerichtet. Daß deren Zentrale nicht im Osten liegt, ist bekannt, und daß die Weichenstellungen trotz aller angeblichen „Feminisierung der Gesellschaft" auch weiterhin nicht von Frauen ausgehandelt werden, ebenfalls. Unsere paritätisch zusammengesetzte Redaktion hat ein Publikum zu bedienen mit sehr unterschiedlichen, zum Teil kaum in Einklang zu bringenden Erwartungen; und wir haben zu einem Zeitpunkt fusioniert, da der „Anschluß" der DDR irreversibel war und sich aus dem „einen-einig Volk" eine Gewinner- und eine Verliererseite herausschälte. Die Gewinnerseite definiert, was Sache ist, die Verlierer sind damit beschäftigt, ihre Ansprüche zu legitimieren.

So gesehen wäre es also eine mögliche Basis für ein Bündnis zwischen Verlierern und Unterlegenen gewesen, zwischen denen sozusagen, die, nach „allgemeiner" Sicht, qua Territorium oder Geschlecht „Partialinteressen" vertraten. Daß die DDR-BürgerInnen schon während der Wende immer wieder mit „weiblichen" Attributen belegt oder, im klassischen Motiv des Frauenraubs, die DDR als die „heimzuführende Braut" erklärt wurde, von einem Freier, dem die Mitgift sicher ist, hätte unseren zu schließenden Pakt eigentlich stärken müssen. Denn das Exempel, das da statuiert wurde, war so simpel wie brutal: Es gab Verlierer, und, zunächst ohne Ansehen des Geschlechts, werden sie kulturspezifisch als „weiblich", das heißt als machtlos identifiziert (dieser Mechanismus läßt sich übrigens in ganz ähnlicher Weise in der Berichterstattung über den Kriegsverlierer Saddam und die irakischen Soldaten verfolgen).

Der Schulterschluß mißlang. Da lag einiges quer zueinander. Sie eroberten nicht gerade meine Sympathie, meine neuen Kollegen und Kolleginnen aus dem Osten, als sie leicht ironisch und mit hochgezogenen Brauen die Existenz „meiner" Seite in Frage stellten. Das sei lächerlich und unemanzipiert, also überflüssig, hieß es schon früh, und wenn es Frauen waren, die das sagten, war das nicht Verrat? Ich versuchte, am Anfang wenigstens, zu erklären, wiewohl ich ahnte, daß da über „Erklärungen" nichts lief. Wo die Erfahrungen fehlen, kann keine Konsequenz aus ihnen gezogen werden. Sie hatten es außerdem besser als ich, es gab in diesem Sinn keine „DDR-Seite", die zur Disposition hätte stehen können. Außerdem hinkte der Vergleich sowieso. Ich war, als Teil der Mehrheit, eine Minderheit, denn in der Redaktion sind mehrheitlich Frauen. Daß Frau nicht Feministin sein *muß*, hatte ich schon viel früher gelernt. Das Mißverständnis (wenn es ein solches ist), begann damit, daß *sie* meinten, Feminismus erschöpfe sich im Frau-Sein.

Es war also nicht nur die fehlende Erfahrung, sondern auch fehlendes Wissen, das uns trennte. Geschlecht als analytische Kategorie zu begreifen, durch die sich etwas verstehen läßt, ist meinen Ost-Kolleginnen fremd; Geschlecht ist aus ihrer Sicht – immer noch! – ein Nebenwiderspruch. Bedauerlich, wenn er sich nun wieder so sichtbar und heftig in die Gesellschaft einnistete, wo er doch gerade überwunden geglaubt war. Wäre ich mit meinem Feminismus nur ein bißchen skurrie, ein bunter Vogel und etwas pflegeleichter gewesen, hätte das Arrangement vielleicht geklappt. Aber Feminismus ist eine West-Theorie per se, eine mittelschichtsorientierte ohnehin, und ich als ihre Repräsentantin beanspruchte zu definieren, wie denn das sei mit den Geschlechtern. Plötzlich gehörte ich zu den Macht-und-Wissen-Monopolisten, ohne es im eigenen „Lager" zu sein. Die Situation war bestürzend. Rassismus unter Frauen war mir geläufig, Mittäterschaft ebenso.

Aber war ich jetzt Mit-Täterin an der Diskriminierung meiner *weißen* Schwestern? Verwirrend ...

Symptomatisch, weil symbolisch entzündete sich der Streit an den Sprachregelungen. Die Westredaktion hatte, mit Ausnahmen und oft widerstrebend, geschlechtsneutrale Formulierungen oder das große I verwandt. Nach der Fusion muß dieser „Umerziehungsprozeß" als nur äußerlicher abgehakt und für gescheitert erklärt werden. Auf der Welt – könnte frau glauben, wenn sie die Zeitung liest – gibt es nur Männer oder unters Männliche subsumierte Frauen. Schwerkraft der Verhältnisse: Es war fast faszinierend, wie schnell (und sichtlich erleichtert) sich die meisten meiner Westkollegen (auch die Frauen) den bequemen Stiefel wieder anzogen. Das ärgerte mich mehr, als daß die aus dem Osten ihn erst gar nicht anprobierten und weiterhin eingeschlechtlich durchs Leben hinkten. Sie fanden diese West-„Mode" so überflüssig wie die Frauenseite, und der Widerstand kam besonders von den Ost-Kolleginnen. Es dauerte lange, bis ich das verstand.

Denn die Differenz, die die Sprache transportieren soll, markiert den Bruch zwischen gesellschaftlich Über- und Unterlegenen. Wenn Frauen sprachlich im Männlichen verschwinden, benennt das nicht nur ihren tatsächlichen Ausschluß aus der symbolischen Ordnung, sondern auch eine symbolische Nähe zur Macht, frau kann sich dazugehörig fühlen. Der Ausschluß wird negiert durch seine Benennung. Wäre es da nicht geradezu masochistisch, doppelt Verlierer sein zu wollen, als Bürger der DDR und als Frau? Welcher Gewinn sollte mit der ständigen Benennung einer Differenz, die einen vom „Allgemeinen" aussondert, verunden sein? Vielleicht hat die Abwehr des „Besonderen" überlebensnotwendige Funktion, weil sonst die nun geforderten gesellschaftlichen Anpassungsleistungen unterminiert würden. Das Problem ist nur, daß der „Bürger der DDR" die Chance hat, irgendwann einmal gleichberechtigter „Bürger der BRD" zu werden; die Bürgerin der BRD wird immer Frau bleiben, selbst wenn sie sich „Bürger" nennt. Aber als „Bürger" *fühlt* frau sich überlegen: Die geliehene Macht ist die verleugnete Ohnmacht. Unsere gegenseitige Überheblichkeit, die in unserer unterschiedlichen Erfahrung ihre reale Basis hat, blockiert beide Seiten. Meine Ost-Kolleginnen fühlten sich der „Mutter-Falle" schon längst entwachsen, während ich noch am Scharnier werkle, um deren Mechanismus zu erforschen. In Angst und Abwehr halten wir uns auf Distanz und sitzen doch – noch oder wieder – zusammen in der Falle.

So hat das Versteck hinterm „Allgemeinen" wohl entlastende Funktion. Die Spaltung der Identität (Bürger/Frau) bleibt im Verborgenen, und das scheint um so dringender, je mehr die DDR-gewordene ausgelöscht wird. Im Wissen, daß sich mentale Ausprägungen nur sehr langsam entwickeln und beseitigen lassen, wird die organisierte Kulturrevolution im Osten forciert, da soll nichts übrigbleiben, was an *zwei* deutsche Staaten erinnert. Dieser Kahlschlag der Identität trifft besonders den „Bürger Frau" der DDR, der sich ökonomisch emanzipiert und überlebensfähig im sozialistischen Paternalismus eingerichtet hatte. Wie denn sollte aus der nun von feministischer Seite konzipierten „weiblichen Identität" für diese Frauen Kraft zu schöpfen sein, wo ihnen doch täglich vorgeführt wird, daß das Maß aller Dinge männlich ist? Das war es im untergegangenen Staat auch, nur hatten da die Frauen wenigstens Gelegenheit, „ihren Mann" zu stehen; jetzt sollen sie sich einen suchen, der sie aushält. Im DDR-Patriarchat ging der Anpassungsdruck auf die Frauen mit der einseitigen Nivellierung der Geschlechtsidentität einher (ohne die Differenz allerdings aufzuheben); das kapitalistische Patriarchat unterwirft seine weibliche Bevölkerung einer doppelten Zumutung: Sie soll der männlichen Leistungsnorm genügen und gleichzeitig die männliche Bilderwelt bedienen. „Du glaubst wohl, nur du bist eine Frau", brüllte mich mal eine Ost-Kollegin an, als ihr meine Belehrungen zuviel wurden. Wie sollte in einer solchen Zerreißprobe eine „weibliche Identität" entstehen?

Wir wissen aus zwanzigjähriger Erfahrung, daß symbolische Aufwertungsakte schal bleiben, wenn sie nicht in gesellschaftliche Macht umgesetzt werden. Diese Macht stellt sich

bekanntlich über Austauschprozesse auf dem Markt her; getauscht wird dort alles, sogar „Feminismus", und in domestizierter Form galt er zeitweise sogar als gängiger Artikel. Aus dem Markenprodukt ist auf dem Markt hinterrücks eine Mogelpackung geworden, aus der mann den modernen Muttertag für uns zaubert. Aber wie wäre vorbei am Marktpublikum eine feministische Öffentlichkeit herstellbar? Während ich an diesem Aufsatz arbeite, ruft mich eine Redakteurin der Zeitschrift YPSILON an, um mich über das endgültige „Aus" des Blattes zu informieren. Die enthusiastischen Frauen aus dem Osten haben über ein Jahr gegen alle Wechselfälle in bemerkenswerter Weise am Markt vorbei ihr Medium auf dem Markt gehalten. Anders als ich, die ich „Sonderinteressen" im „Allgemeinen" vertrete, hatten sie selten Konzessionen gemacht. Sie scheiterten, aber eine „Zeitschrift aus Frauensicht" für den Ostmarkt zu machen ist etwas anderes als eine „Frauenseite" für den gemeinsamen. Die Berührungsängste in bezug auf den Begriff Feminismus reichen dort vom Publikum bis in die Redaktion hinein, während im Westen, wenn überhaupt, der Feminismus marktstrategisch ausgeschlachtet wird.

So gesehen hatte die Reserve meiner Ost-Kollegschaft gegenüber den Sonderinteressen „Frau" sogar positive Seiten, denn nie ist mir deutlicher die Schizophrenie meiner Arbeit vorgeführt worden. Will ich nicht „sonders" bleiben, muß ich „samt" werden. Will ich nicht Anhängsel oder Menschheit bleiben, muß ich die Menschheit im Wappen tragen. Kreuzzügen im Namen der Menschheit gegenüber bin ich aber skeptisch, weil das samt die sonders bisher noch stets vernichtet hat.

Anmerkung

1) Der FREITAG, im November 1990 aus einer Fusion der westdeutschen VOLKSZEITUNG und des ostdeutschen SONNTAG hervorgegangen, ist ein selbstverwaltetes Wochenzeitungs-Projekt in Berlin. Nach dem Selbstverständnis arbeiten alle Kolleginnen und Kollegen aus Ost und West gleichberechtigt und (bisher) ohne interne Hierarchie miteinander. Die Leserschaft setzt sich aus zwei Drittel Westdeutschen und einem Drittel Ostdeutschen zusammen.

Autorinnen

Autorinnenkollektiv: Melanie Beyer, Margrit Bürer, Bettina Busse, Susanne Kappeler, geboren von 1949 bis 1960; diverse Erfahrungen auf der Bühne, hinter den Kulissen und auf der Tribüne, und immer öfter außerhalb der Veranstaltung – in Bereichen von der Musik über die Literatur, bildende Kunst, Fotografie, Film und Video zu politischer Bildung, Pädagogik und feministischer Politik.

Ulrike Baureithel, geb. 1957, nach Berufstätigkeit Studium der Literaturwissenschaft, Geschichte und Soziologie, derzeit Redakteurin und freie Publizistin in Berlin; arbeitet schwerpunktmäßig zu feministischer Theorie und zur Modernisierung der Geschlechterverhältnisse im 20. Jahrhundert.

Mechthild Bereswill, geb. 1961, Dipl.-Sozialarbeiterin/Diplom-Sozialwissenschaftlerin; mehrere Jahre Psychatriearbeit; Mitarbeit in verschiedenen Frauenprojekten, seit 1983 Frauenbildungsarbeit; seit ca. 4 Jahren mehr oder weniger „freiberufliche" Bildungsarbeit; selbstgewählte Lieblingsthemen: Konflikte zwischen Frauen und Frauenkonkurrenzen, „Wahnsinnige" Frauen; neuerdings Promotion zu „Frauen auf Reisen".

Ulrike Bergermann, geb. 1964, hat in Hamburg Literaturwissenschaft studiert und studiert weiter.

Ute Bertrand, Ingrid Hüchtker, beide Jahrgang 1966, beide Journalistinnen, arbeiten gemeinsam zu Gentechnologie und Informationstechnologie, Mitherausgeberinnen der Dortmunder Frauenzeitung „igitte", arbeiten mit im Dortmunder Arbeitskreis „Feministische Öffentlichkeit".

Barbara Böttger, 49 Jahre, zwei erwachsene Töchter; promovierte Sozialwissenschaftlerin; arbeitet seit 20 Jahren als freiberufliche Journalistin, Autorin, Filmemacherin und Wissenschaftlerin; Themenschwerpunkte u.a.: Südasien/„Dritte Welt", Frauenbewegung/Frauenforschung, Neue Technologien, DDR, neue Bundesländer.

Regina Dackweiler, geb. 1959, arbeitet z.Zt. als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften in Frankfurt an einer Promotion über Theorien neuer sozialer Bewegung, die Nicht-Berücksichtigung, welche die neue Frauenbewegung hier findet, und die Praxis- bzw. Diskurse der autonomen Frauenbewegung am Beispiel Frankfurt.

Heidrun Ehrhardt, geb. 1951 in Celle, lesbisch, Studium der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, gehört zur Selbsthilfebewegung gegen sexuelle Gewalt gegen Mädchen, lebt und schreibt in Köln.

Brigitte Geiger, geb. 1957, Kommunikationswissenschaftlerin, Lehraufträge am Institut für Publizistik, Uni Wien; Forschungsschwerpunkte: Frauenöffentlichkeit, Neue Frauenbewegung; seit Jahren frauenbewegt aktiv, Mitbegründerin von STICHWORT.

Asgedet Ghirmazion, geb. 1952 in Asmara, der Hauptstadt Eritreas/Äthiopien, Studium der Biologie in Köln; Mitbegründerin der National Womensunion Eritrea im Ausland.

Margit Hauser, geb. 1964, Philosophin, z.Zt. Beschäftigung mit Geschlechtsrollenkonzepten in Gesellschaftstheorien.

Lieselotte Hirl, geb. 1957, Historikerin, tätig im Bibliotheks- und Archivwesen, Forschungsschwerpunkte im Bereich (historische) Frauenforschung und Faschismus/Nationalsozialismus/Rechtsextremismus.

Barbara Holland-Cunz, Dr. phil., geb. 1957, Politikwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Schwerpunkt Frauenforschung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt/Main. Aktueller Arbeitsschwerpunkt und Habilthema: Naturphilosophie, ökofeministische politische Philosophie und Geschichte; seit Ende der 70er Jahre in der Frauenbewegung engagiert.

Madhu Kishwar ist Literaturwissenschaftlerin und zusammen mit Ruth Vanita seit inzwischen dreizehn Jahren Herausgeberin der Zeitschrift *manushi* in der indischen Hauptstadt New Delhi.

Lissi Klaus, geb. 1955, promovierte Sozialwissenschaftlerin, derzeit Hochschulassistentin am Institut für Journalistik der Universität Dortmund; Forschungsschwerpunkt: „Frauen im Journalismus"; eine Tochter.

Claudia Koppert, geb. 1958, lebt in einem Dorf in der Umgebung von Bremen; beruflich als Lektorin und „Freischaffende" tätig.

Claudia Lueg, geb. 1960, Studium Kath. Theologie, Deutsch und Philosophie; bis Sommer 1991 Wissenschaftliche Mitarbeiterin in Moraltheologie an der Universität Bochum; von 1984 bis 1990 Mitarbeit bei der Streitschrift Schlangenbrut; Arbeitsschwerpunkt: Feministische Ästhetik.

Monika Maaßen, geb. 1957, Studium Kath. Theologie, Deutsch und Pädagogik; freiberuflich tätig in der Erwachsenenbildung mit Schwerpunkt Frauenbildung; von 1983 bis 1991 Mitarbeit bei der Streitschrift Schlangenbrut und seit 1985 Mitarbeiterin im Morgana Frauenbuchverlag Münster; Arbeitsschwerpunkt: Biographieforschung und Erfahrung von Frauen.

Lea Morrien, M.Sc./USA, geb. 1959 in Metelen/Westfalen, Medienwissenschaftlerin und Schriftstellerin, Mitbegründerin des ÄTNA-Verlages, anschließend zweijährige Tätigkeit als Öffentlichkeits- und Kulturreferentin des Kölner Lesben- und Schwulenzentrums, sporadische radio/journalistische Arbeiten zu (lesbisch-)feministischen Fragestellungen, lebt in Köln.

Sheila Mysorekar, geb. 1961 in Düsseldorf; Indodeutsche; Studium der Anglistik, Theaterwissenschaften und Ethnologie in Köln und London; Arbeit als freie Journalistin für die Deutsche Welle, den Westdeutschen Rundfunk, die „tageszeitung" und die karibische Zeitung: „The Daily Gleaner". Arbeitsaufenthalte als freie Korrespondentin in Jamaica, Argentinien und Indien; z.Zt. Politik-Redakteurin bei der Deutschen Welle in Köln; aktiv in der Initiative Schwarze Deutsche (ISD) und der schwarzen Frauenbewegung.

May Opitz ist ghanaisch-deutsch und wurde 1960 in Hamburg geboren; sie ist Dichterin, Diplom-Pädagogin und Logopädin und lebt seit 1984 in Berlin; Schwerpunkte ihrer Arbeit und Forschung sind Rassismus und Ethnozentrismus im Erziehungs- und Therapiebereich.

Gladwell Otieno, geb. 1957 in Nairobi (Kenia); Politologin; Mitglied von Nozizwe, ein Projekt für multikulturelle feministische Bildungsarbeit in Berlin.

Ulrike Röttger, geb. 1966, ich arbeite bei der Dortmunder Frauenzeitung igitte mit und studiere nebenbei Journalistik. Feministische Öffentlichkeit und feministische Medien sind seit längerem meine Arbeitsschwerpunkte.

Ursula Rosmanith, geb. 1967, seit 1987 Studium der deutschen Philologie und einer Fächerkombination Frauenforschung an der Uni Wien; Mitarbeit in STICHWORT seit 1989,

 lesbenbewegt mancherorts.

Hilke Schlaeger, geb. 1938, Germanistin und Soziologin, war bis 1988 Rundfunkredakteurin beim RIAS Berlin und ist seitdem Gesellschafterin und Lektorin im Verlag Frauenoffensive, München.

Marion Strunk, geb. 1947, Malerin und Lehrbeauftragte an Kunstschulen, lebt in Zürich.

Petra Werner, geb. 1966, Mitarbeiterin der Dortmunder Frauenzeitung igitte; Studentin der Journalistik; Forscherin in Sachen feministische Öffentlichkeit.

Christa Wichterich, geb. 1949, Soziologin, seit 1983 freie Journalistin für Printmedien und Hörfunk. 1988–1990 Afrikakorrespondentin in Nairobi, Kenia. Seitdem wieder in Köln im Kampf gegen das wachsende Desinteresse in Medien und Öffentlichkeit an der Zwei-Drittel-Welt.

Anja Wollny, geb. 1962, studiert Volkswirtschaft und Politik in Köln und arbeitet mit im Forum „Ökonomie und Arbeit" der Frauenanstiftung.

Gisela Wuttke, geb. im Jahr der Schlange; Entwicklungssoziologin; lebt und arbeitet als freie Autorin im westfälischen Aulendorf.

Rosa Zechner, geb. 1959, Historikerin, z.Zt. Arbeit an einem Projekt zum Thema des Wiener Findelhauses im 19. Jahrhundert.